

Der 1. Weltkrieg und die Entstehung der Dialektischen Theologie¹

Dietmar Lütz

Über die Entstehung der so genannten „Dialektischen Theologie“ ist viel geschrieben und geforscht worden. Als Konsens darf vielleicht die Definition gelten, die heute bei Wikipedia zu finden ist:

„Als Dialektische Theologie wird eine theologische Richtung innerhalb des Protestantismus bezeichnet, die nach dem Ersten Weltkrieg aufkam und ihre Blütezeit bis etwa 1933 hatte. Sie geht auf Veröffentlichungen von Karl Barth (vor allem die erste Auflage des Kommentars zum *Römerbrief* und der „Tambacher Vortrag“ *Der Christ in der Gesellschaft* von 1919) und Friedrich Gogarten (sein Essay *Zwischen den Zeiten* erschien im Juni 1920 in der liberalen Zeitschrift *Die Christliche Welt*) zurück und hatte ab 1923 ihr Organ vor allem in der im Christian Kaiser Verlag erscheinenden Zeitschrift *Zwischen den Zeiten*. Hauptvertreter neben Barth und Gogarten waren Emil Brunner, Rudolf Bultmann, Eduard Thurneysen und Georg Merz, aber auch Dietrich Bonhoeffer u. a. sind zu nennen. Wichtige Dokumente sind ferner Karl Barths Aufsatzsammlung *Das Wort Gottes und die Theologie* (1924) und Emil Brunners Monographien *Die Mystik und das Wort* (1924) und *Der Mittler* (1927).“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Dialektische_Theologie)

Eine weitere Internet-Enzyklopädie schreibt, die

„dialektische Theologie erwuchs aus der Krise der Kultur nach dem Ersten Weltkrieg. Unter den neue Wege Suchenden, z. B. in der Jugendbewegung und bei den Religiös-Sozialen, fand sie ihre ersten Anhänger.“ (http://universal_lexikon.deacademic.com/227747/dialektische_Theologie)

In diesen Definitionen spielt die Nennung des 1. Weltkriegs nur die Rolle einer zeitlichen Grenze. Bei genauerem Hinsehen ist er aber mehr: Nicht der „Vater aller Dinge“, sondern ein gewaltiger Weckruf, der die Einen früher, die Anderen später erreichte und erschütterte. Von diesen Erschütterungen im Krieg und durch den 1. Weltkrieg sollen die folgenden Bemerkungen handeln. Ich folge dabei einer weitgehend chronologischen Ordnung, ohne zu behaupten, der weltweite Krieg 1914–1918 sei der alleinige Auslöser der weltweiten theologischen Bewegung, die man Dialektische Theologie nennt.

Es ist kaum zu bestreiten, dass diese Bewegung vorwiegend mit dem Namen Karl Barth verbunden ist, trotz aller Freunde und theologischen Begleiter, die sie ebenfalls hatte. Wir dürfen deshalb die Entstehung der

¹ Vortrag am 18. Oktober 2014 auf dem Symposium der GFTP

Dialektischen Theologie von den zahllosen autobiographischen Aufzeichnungen Barths ablesen. Immer wieder hat er in späteren Jahren Rückschau gehalten und sein Werk und die Mäander seines Lebens beschrieben, bewertet und modelliert. Dabei spielte für ihn die biblische Metapher des Exodus in allen seinen Stationen eine offenkundige Schlüsselrolle: als Auszug aus der ägyptischen Versklavung, als Berufung durch die Gottesstimme am brennenden Busch, als Wüstenwanderung, als Kampf gegen das goldene Kalb, als Einzug ins gelobte Land und als stete Versuchung zur Rückkehr zu den Fleischtöpfen Ägyptens. Mit diesen metaphorischen Hinweisen stilisierte sich Barth – *nolens volens* – als Moses, den Mann Gottes. Ausführlich habe ich diesen metaphorischen Bogen dargestellt in meiner Dissertation: „HOMO VIATOR. Karl Barths Ringen mit Schleiermacher.“² Was Karl Barth in seinen autobiographischen Skizzen aufgezeichnet hat, hilft zum besseren Verständnis dessen, was der 1. Weltkrieg zur Entstehung der so genannten Dialektischen Theologie beigetragen hat. Deshalb führen wir hier zunächst einige Barthsche Zitate an:

Im Jahre 1952, in seiner Schrift „Rudolf Bultmann. Ein Versuch, ihn zu verstehen“ lenkte Barth den Blick an die Anfänge der Dialektischen Theologie:

„Als wir vor nun rund dreißig Jahren in der Theologie zur Fahrt nach neuen Ufern aufbrachen, da ging es uns – ich darf das jedenfalls von mir sagen – [...] um die Freigabe des Wortes, in welchem Gott den Menschen anspricht zu Gunsten einer Freigabe auch des Wortes, in dem ein Menschen den anderen anredet. Es ging uns um die Entlassung der Bibel – und weil des Verstehens der Bibel, darum alles Verstehens – aus der ägyptischen Gefangenschaft, in der immer wieder eine andere Philosophie darüber verfügen und uns darüber belehren wollte, was der Heilige Geist als Gottes- und Menschenwort sagen dürfe, um ‚verständlich‘ zu sein.“ (K. Barth, *Homo Viator*, 13)

Bereits Jahrzehnte (1927) zuvor hatte Barth in einer anderen Rückschau auf die „Wende“ folgenden Bericht in den Münsteraner Fakultätsalben der dortigen Ev. Theol. Fakultät hinterlegt:

„Eine Wendung brachte erst der Ausbruch des Weltkriegs. Er bedeutete für mich konkret ein doppeltes Irrewerden: einmal an der Lehre meiner sämtlichen theologischen Meister in Deutschland, die mir durch das, was ich als ihr Versagen gegenüber der Kriegsideologie empfand, rettungslos kompromittiert erschien – sodann am Sozialismus, von dem ich gutgläubig genug noch mehr als von der christlichen Kirche erwartet hatte, daß er sich jener Ideologie entziehen werde, und den ich nun zu meinem Entsetzen in allen Ländern das Gegenteil tun sah.“ (K. Barth, Briefwechsel mit Rudolf Bultmann, 1971, 306 f)

Neben das Versagen seiner theologischen Lehrer im Blick auf den Weltkrieg stellte Barth zugleich einen Hinweis auf die neue theologische Quelle, die den Neuanfang theologisch bewässerte:

² Theologischer Verlag Zürich, 1988. Künftig zitiert als *Homo viator*.

„In dieser heillosen Verlegenheit ist mir zuerst die prinzipiell an der christlichen Hoffnung orientierte Botschaft der beiden Blumhardt einleuchtend geworden. Ich verdanke die Bekanntschaft mit ihr meinem Freund Eduard Thurneysen, der 7 Jahre lang neben mir aargauischer Pfarrer gewesen ist und mit dem ich in dieser Zeit zu unzähligen besorgten Aussprachen zusammengekommen bin.“
(K. Barth, ebd., 307)

Eine andere Wurzel des Neuanfangs der Dialektischen Theologie sah Barth während des Weltkrieges in einer neuen Betrachtung der wissenschaftlichen Theologie:

„Über den liberal-theologischen und über den religiös-sozialen Problemkreis hinaus begann mir doch der Gedanke des Reiches Gottes in dem biblischen real-jenseitigen Sinn des Begriffs immer dringlicher und damit die allzu lange als selbstverständlich behandelte Textgrundlage meiner Predigten die Bibel, immer problematische zu werden. Immer noch reichlich naiv wurde eines bestimmten Tages im Jahre 1916 zwischen Thurneysen und mir ausgemacht, daß man sich zwecks weiterer Klärung der Lage der wissenschaftlichen Theologie wieder zuzuwenden habe. [...] Am folgenden Morgen fand ich mich, umgeben von einem Stoß von Kommentaren etc., vor dem Römerbrief des Apostels Paulus mit der wie mir schien ganz neu aufzuwerfenden Frage nach dem, was denn nun eigentlich dastehe.“ (K. Barth, ebd.)

Diese drei Wendepunkte „Erschütterungen“, „Begegnung mit Ch. Blumhardt“, „eine neue Theologie“ führten Barth aus der Mitläuferschaft im „ägyptischen“ Lager der liberalen Theologie hinaus in die „Wüste“ der Anfänge der Dialektischen Theologie, die ihn dann in das „gelobte Land“ der „Kirchlichen Dogmatik“ brachte. Und diese drei Wendepunkte (allesamt während der vier Jahre des 1. Weltkrieges) wollen wir nun detaillierter betrachten, allerdings in gebotener Kürze. Ausführlicher finden sich Erläuterungen im Buch „Homo viator“.

1. Erschütterungen

Karl Barth wurde 1911 mit 25 Jahren Pfarrer in Safenwil, im Kanton Aargau. Der Ausbruch des 1. Weltkrieges im Juli 1914 bedeutete ihm eine tiefe Erschütterung zum Einen im Blick auf die Redlichkeit christlicher Predigt und auch im Blick auf den Kontrast zwischen christlichem Anspruch und christlicher Wirklichkeit.

1.1. Predigten

In seinen ersten drei Dienstjahren predigte Barth 500 Predigten. Er galt als guter Prediger, wurde aber zumeist in seinen Anliegen von der ländlichen Kirchgemeinde wenig verstanden. Sein Ziel war jedenfalls das Ankommen des Wortes Gottes bei den Zuhörern. In einer seiner Amos-Predigten im Jahre 1913 wird es deutlich:

„Ein Prophet ist in allem so ziemlich genau das *Gegenteil* von dem, was die meisten Leute von einem *Pfarrer* erwarten [...]. Ein *Pfarrer* soll die Religion und das Leben und die Verhältnisse der Menschen anerkennen, so wie sie eben sind, und sie pflegen und streicheln und mit Bibelsprüchen verschönern. Der Prophet anerkennt sie nicht, er kämpft dagegen und predigt und fordert neue Religion, neues Leben und neue Verhältnisse, nicht nach seinem Kopf, sondern nach dem Worte Gottes, das an ihn ergangen ist.“ (Homo viator, 44)

1.2. Der 1. Weltkrieg

Das Predigen als prophetisches Handeln mit Mut und Klarheit charakterisierte Barth bis an sein Lebensende. Doch erst das Kriegsgeschehen sollte ihn in ganzer Tiefe erschüttern. In einem Brief an den Freund Thurneysen (4.9.1914), wenige Wochen nach Kriegsbeginn, gab er seiner ohnmächtigen Wut Ausdruck darüber, dass „die absoluten Gedanken des Evangeliums einfach bis auf weiteres suspendiert“ werden und an ihrer Stelle „eine germanische Kampfreigion in Kraft gesetzt“ wird. „Traurig ist's doch. Marburg und die deutsche Kultur verliert in meinen Augen etwas, und zwar für immer, durch diesen Zusammenbruch.“ (Homo viator, 47)

Insbesondere der „Aufruf der 93 Intellektuellen“, den etliche seiner hochverehrten Professoren und theologischen Lehrer fanden, trugen zur Nachhaltigkeit seiner Erschütterung bei. Barth empfand deren Manifest vom 4. Oktober 1914 „als ihr Versagen gegenüber der Kriegsideologie des Reiches“. Am Ende seines Lebens, in seinem berühmten „Nachwort“ zur Schleiermacher-Auswahl schrieb er rückblickend: ihm sei damals eine „ganze Welt von theologische Exegese, Dogmatik und Predigt bis auf die Grundlagen ins Schwanken“ gekommen. (Homo viator, 48)

Wegen der immensen Bedeutung, die Barth diesem Erlebnis der Erklärung seiner Hochschullehrer beimaß, soll dieses Manifest hier in voller Länge abgedruckt werden:

Das Manifest der 93:

„An die Kulturwelt! Ein Aufruf

Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kultur erheben vor der gesamten Kulturwelt Protest gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgezwungenen Daseinskampfe zu beschmutzen trachten. Der ehrene Mund der Ereignisse hat die Ausstreuung erdichteter deutscher Niederlagen widerlegt. Umso eifriger arbeitet man jetzt mit Entstellungen und Verdächtigungen. Gegen sie erheben wir laut unsere Stimme. Sie soll die Verkünderin der Wahrheit sein.

Es ist nicht wahr, dass Deutschland diesen Krieg verschuldet hat. Weder das Volk hat ihn gewollt noch die Regierung noch der Kaiser. Von deutscher Seite ist das Äußerste geschehen, ihn abzuwenden. Dafür liegen der Welt die urkundlichen Beweise vor. Oft genug hat Wilhelm II. in den 26 Jahren seiner Regierung sich als Schirmherr des Weltfriedens erwiesen; oft genug haben selbst unsere Gegner dies anerkannt. Ja, dieser nämliche Kaiser, den sie jetzt einen Attila zu

nennen wagen, ist jahrzehntlang wegen seiner unerschütterlichen Friedensliebe von ihnen verspottet worden. Erst als eine schon lange an den Grenzen lauende Übermacht von drei Seiten über unser Volk herfiel, hat es sich erhoben wie ein Mann.

Es ist nicht wahr, dass wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben. Nachweislich waren Frankreich und England zu ihrer Verletzung entschlossen. Nachweislich war Belgien damit einverstanden. Selbstvernichtung wäre es gewesen, ihnen nicht zuvorzukommen.

Es ist nicht wahr, dass eines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne dass die bitterste Notwehr es gebot. Denn wieder und immer wieder, allen Mahnungen zum Trotz, hat die Bevölkerung sie aus dem Hinterhalt beschossen, Verwundete verstümmelt, Ärzte bei der Ausübung ihres Samariterwerkes ermordet. Man kann nicht niederträchtiger fälschen, als wenn man die Verbrechen dieser Meuchelmörder verschweigt, um die gerechte Strafe, die sie erlitten haben, den Deutschen zum Verbrechen zu machen.

Es ist nicht wahr, dass unsere Truppen brutal gegen Löwen gewütet haben. An einer rasenden Einwohnerschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschießung eines Teils der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen. Der größte Teil von Löwen ist erhalten geblieben. Das berühmte Rathaus steht gänzlich unversehrt. Mit Selbstaufopferung haben unsere Soldaten es vor den Flammen bewahrt. – Sollten in diesem furchtbaren Kriege Kunstwerke zerstört worden sein oder noch zerstört werden, so würde jeder Deutsche es beklagen. Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgendjemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab, die Erhaltung eines Kunstwerks mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen.

Es ist nicht wahr, dass unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts missachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber trinkt das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dumdumgeschosse unseren Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.

Es ist nicht wahr, dass der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. Dieses Bewusstsein verbrüdert heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.

Wir können die vergifteten Waffen der Lüge unseren Feinden nicht entwenden. Wir können nur in alle Welt hinausrufen, dass sie falsches Zeugnis ablegen wider uns. Euch, die Ihr uns kennt, die Ihr bisher gemeinsam mit uns den höchsten Besitz der Menschheit gehütet habt, Euch rufen wir zu: Glaubt uns! Glaubt, dass wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.

Dafür stehen wir Euch ein mit unserem Namen und mit unserer Ehre!“

– 93 Unterzeichnende: Manifest vom 4. Oktober 1914

(Unterzeichnende waren u. a.: Wilhelm Herrmann, Engelbert Humperdinck, Max Planck, Max Reinhardt, Wilhelm Röntgen, Adolf von Harnack, Gerhart Hauptmann, Max Liebermann, Adolf Schlatter, Wilhelm Windelband, Wilhelm Wundt) (https://de.wikipedia.org/wiki/Manifest_der_93)

Und in seinem „Lebenslauf“ (s. Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf, 1975) fasst Barth das tragische Erlebnis in wenige abschließende Worte zusammen:

„Ich habe eine Götterdämmerung erlebt, als ich studierte, wie Harnack, Herrmann, Rade und Eucken etc. sich zu der neuen Lage stellten, wie Religion und Wissenschaft restlos sich in geistige 42 cm Kanonen verwandelten.“ (Ebd.)

2. Die Begegnung mit den beiden Blumhardt

Heinrich Vogel, Mitglied der Bekennenden Kirche, schrieb einst über seinen Freund Karl Barth in seinem Büchlein „Freundschaft mit Karl Barth. Portrait mit Anekdoten“, folgende aufschlussreiche Reminiszenz:

„Die kerygmatischen Wurzeln deiner Theologie liegen nicht bei Kierkegaard, sondern bei den beiden Blumhardts.‘ Er hörte sich das an ohne zu widersprechen, allerdings auch ohne dem einfach zuzustimmen, wie ihm denn alle Interpretationsthesen in Bezug auf seine Theologie sekundär waren gegenüber der Sache selbst, die zu verfechten ihm aufgetragen war.“ (Homo viator, 50)

Vieles spricht für diese These und man könnte sie noch vertiefen durch die Behauptung:

„was der brennende Busch für Mose, das war für Barth die Begegnung mit den beiden Blumhardt. In Bad Boll fand er nämlich den ‚Quellort dieser für Blumhardt selbst, für seine Zeit und weithin auch bis in die Gegenwart hinein neuen Sache‘, den Rudolf Bohren später den ‚Quellort für die Erneuerung der evangelischen Theologie‘ zu nennen den Mut hatte.“ (Homo viator, 51)

Wer waren die Blumhardts? Johann Christoph Blumhardt der Ältere (1805–1880) wirkte in Württemberg und wurde bekannt durch seinen aufsehenerregenden Krankenbericht über die seelsorgerliche Tätigkeit als Pfarrer an der kranken Gottliebinn Dittus in seiner Gemeinde Möttlingen. In seinem Bericht ans Konsistorium bezeichnete Blumhardt die zweijährige Heilungsgeschichte als „Geisterkampf“. Der laute Ruf der Geheilten „Jesus ist Sieger“ wurde zum Lösungswort Johann Christoph Blumhardts. Karl Barth hat später ausführlich in seiner Kirchlichen Dogmatik über diesen Heilungskampf berichtet, eine Tatsache die vielen Barth-Lesern erstaunlicherweise völlig unbekannt blieb. Wer die Theologie Barths verstehen will, kommt nicht umhin, diesen seinen theologischen „Quellort“ zu besichtigen. Er findet sich in dem umfangreichen Abschnitt KD IV/3, erste Hälfte, 188–317, unter dem Titel „Jesus ist Sieger!“ Ich erlaube mir, aus diesem Abschnitt etwas ausführlicher zu zitieren:

„Der Vorgang, in welchem Blumhardt dieses ‚Jesus ist Sieger!‘ hörte und aufnahm, hat wie die entsprechenden neutestamentlichen Vorgänge drei Aspekte: einen ersten, im Blick auf den er realistisch im Sinn alter und neuer Mythologie – einen zweiten, im Blick auf den er von moderner Psychopathologie bzw. Tiefenpsychologie her – und einen dritten, im Blick auf den er überhaupt nicht *erklärt*, sondern eben nur *gewürdigt*, nämlich (unter der Voraussetzung, dass auch jene Erklärungen möglich sind und als solche in ihrer Weise ihr Recht haben) *geistlich* gewürdigt werden kann.

Seine geistliche Würdigung ist möglich und ergibt sich aus dem, was aus jener Leidens- und Heilungsgeschichte und im Besonderen aus jenem von Blumhardt und seiner Umgebung an jenem entscheidenden Tag vernommenen Wort in seinem Leben und Wirken (und nachher auch in dem seines Sohnes Christoph) geworden ist. Wie immer der ‚Kampf‘ jener zwei Jahre und dessen Abschluss zu erklären sein: die *Früchte* jenes Geschehens und insbesondere die Konsequenzen jenes Wortes liegen in der damals anhebenden *eigentlichen* ‚Blumhardtgeschichte‘ zutage und sind eindeutig: ein neues unverzagtes Ausgehen von dem überlegenden Leben des auferstandenen Jesus Christus – eine neue damit natürlich gewordene Kraft und Freudigkeit zur Verkündigung der in ihm geschehenen und zu findenden Vergebung der Sünden – ein neues selbstverständliches Ernstnehmen der Realität des in ihm nahe herbeigekommenen Reiches, der in Ihm aufgerichteten Herrschaft Gottes – ein neues Bitten in der nicht zu stillenden Erwartung und in der nicht zu zerbrechenden Hoffnung auf weitere Selbstkundgebungen dieser Herrschaft, ja auf eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes auf alles Fleisch (die Blumhardt in jenem Ereignis und in der Kundgabe jenes Wortes nur eben anheben sah) – ein gewaltiger Appell: ‚Sterbet, auf dass Christus lebe!‘ – ein Dasein in der mutigen Zuversicht auf das Kommen, die Offenbarung eines neuen Himmels und einer neuen Erde und von daher ein tief beunruhigtes, aber noch tiefer getröstetes Denken im Blick auf die Weltgeschichte, auf die Menschen, wie sie in ihrer Sünde und Not sind, und auf das, wozu sie alle, ob sie es wissen oder nicht, gerufen sind. [...]

Aber wie dem auch sei: mit dem Quellort dieser für Blumhardt selbst, für seine Zeit und weithin auch bis in die Gegenwart hinein *neuen* Sache haben wir es in dem seltsamen Vorgang des Möttlinger ‚Kampfes‘ zu tun, in dessen entscheidender Stunde das ‚Jesus ist Sieger!‘ laut und vernommen wurde. Das wirklich Seltsame jenes Kampfes liegt nicht dort, wo das befremdete, verwirrte und neugierige Auge es zunächst zu sehen meint, also nicht in *den Elementen von Blumhardts Bericht, in denen er nach Erklärung schreit* und (mythologische oder medizinische) Erklärung dann auch finden mag. Das wirklich Seltsame jenes Kampfes liegt – unabhängig von der Art und Weise, in der erfolgte und unabhängig von dessen Deutungen – in der in seinem Abschluss erfolgenden *Aussprache* jener neuen, d. h. neu sich selbst kundgebenden *Sache* und also konkret in jenem dort ausgerufenen und damit Blumhardt, seiner Zeit und uns als deren Nachfahren zugerufenen *Wort*. Ob wir dieses Wort hören oder nicht hören? Diese, die *geistliche* Frage ist das einzig, dafür aber ein für alle Mal ‚Interessante‘ an jenem Vorgang.“ (KD VI/3, 194 ff.)

Christoph Blumhardt der Jüngere (1842–1919), Pfarrer und Begründer der religiös-sozialen Bewegung in der Schweiz und in Deutschland, übernahm nach dem Tod seines Vaters 1880 die Leitung des Kurzentrums in Bad Boll

und er wurde über die Grenzen Württembergs hinaus bekannt als Seelsorger, Prediger und seit 1900 sozialistischer Abgeordneter im Württembergischen Landtag. „Seine radikale Reich Gottes-Erwartung – ‚einst und bald‘ – und seine Entscheidung für den Sozialismus wurden im Bürgertum und der Kirche seiner Zeit abgelehnt. Doch gerade dieser Außenseiter der Vorkriegszeit beeinflusste diejenigen Theologen, die nach 1918 die öffentliche theologische Debatte prägten: allen voran Karl Barth, aber auch Hermann Kutter, Leonhard Ragaz und Eduard Thurneysen.“³

Barth hatte während seiner Studentenzeit Bad Boll mehrfach, aber ohne gründliche Einsicht besucht. Erst im April 1915 kam es zu der prägenden Begegnung mit Christoph Blumhardt. Auf Vermittlung durch Herrmann Kutter (1863–1931), den Schweizer Theologen, statteten Barth und Thurneysen dem 73-Jährigen Blumhardt einen zweitägigen Besuch in Bad Boll ab. Was in den intensiven persönlichen Aussprachen „geschehen“ ist, wurde nicht überliefert. Dennoch hatte der Besuch – wie mehrfach berichtet wurde – den Charakter einer Lebenswende. Rudolf Bohren sprach in seiner Thurneysen-Biographie im Blick auf die Bedeutung dieser Bad Boll-Begegnung überzeugt von „Berufung“. Ein Gleiches darf man getrost auch von Karl Barth sagen. Barths Safenwiler Gemeinde blieb davon nicht unberührt. Barth schrieb in einem Brief an Thurneysen (8.7.1915):

„Der Kirchenpflegepräsident sagte mir heute noch nachträglich, er und die Anderen empfänden eine *besondere* Schwierigkeit meiner Predigten seit meiner Deutschlandreise. Seit damals sei ich Ihnen besonders ‚vor[-aus]‘, so dass sie Mühe hätten mitzukommen. Ist das nun ‚Boll‘, das ich noch nicht ganz assimiliert hätte, oder was?“ (Homo viator, 52)

3. Die neue Theologie

Die Zeit des 1. Weltkriegs hatte ganz offensichtlich Barths Theologie bekehrt. Nicht nur die Enttäuschung durch die akademischen Lehrer, nicht nur die Schrecken der Kriegsgeschehnisse, nicht nur die Anforderungen des Pfarramtes, sondern vor allem die Gespräche mit Christoph Blumhardt hatten Barth (und Thurneysen) hatten ein gänzlich Neues bewirkt. Die Begegnung mit Blumhardt bedeutete nicht weniger als eine Totalrevision seiner Theologie. „Wenn das stimmte, dass Jesus Christus nicht nur das geschichtlich vermittelte Urbild war, sondern tatsächliches, lebendiges, personales Gegenüber, dann konnte das nicht ohne Konsequenzen bleiben.“ (Homo viator, 55)

Das Zentralthema wurde nun – wie wir es oben bereits in Barths Kirchlicher Dogmatik gelesen hatten – der auferstandene, lebendige, wirkende und wiederkommende Jesus Christus. Bei Blumhardt hatte Barth angefangen zu verstehen, was Gotteswirklichkeit, was Auferstehungswirklichkeit

³ https://de.wikipedia.org/wiki/Christoph_Blumhardt

sein mochte: das Geschenk echten, befreiten Lebens. Bad Boll hatte etwas in Bewegung gebracht, das sich nicht mehr aufhalten ließ. Unmittelbare Auswirkung fand die neue Identität im Briefwechsel der Freunde, und zwar in einem immer stärker anzutreffenden Ausmalen der unausweichlichen „Wüstenexistenz“. In ihren Predigten lebte der „echte biblische Realismus, das heißt die gewaltige Selbstverständlichkeit, mit der in Bad Boll das Bibelwort als lebendiges, zu uns Heutigen redendes Wort Gottes selber verstanden und gebraucht wurde“. (Homo viator, 62)

Mit dem real Werden des Wortes Gottes und des Reiches Gottes, ergab sich für Barth und Thurneysen eine neue Notwendigkeit der Schriftauslegung und des Schriftverständnisses. So schrieb Barth in seinem bereits zitierten „Nachwort“ (1968):

„Thurneysen war es, der mir einmal unter vier Augen das Stichwort halblaut zuflüsterte: Was wir für Predigt, Unterricht und Seelsorge brauchten, sei eine ‚ganz andere‘ theologische Grundlegung. Von Schleiermacher aus ging es offenbar nicht weiter. Ich sehe noch jetzt die geringschätzigste Gebärde, mit der Thurneysen in Safenwil auf meine Schleiermacherbücher hinwies. [...] Am Morgen nach dem Tag, an dem Thurneysen mir jenes allgemein gehaltene Flüsterwort gesagt hatte, begann ich mich, immerhin mit allem mir damals zugänglichen Rüstzeug, unter einem Apfelbaum dem Römerbrief zuzuwenden.“ (Homo viator, 63)

Nach Barths eigener späterer Aussage war das „Novum“ die „Anwendung der Blumhardtschen Erkenntnisse auf die Exegese“. (Homo viator, 64) Als der berühmte Römerbrief-Kommentar fertig war, schrieb Barth im Vorwort: „Wo ist heute die ‚Kraft Gottes‘ seines Evangeliums (1,16) hingekommen? [...] Ich meine keine bestimmte Konfession oder Richtung, ich meine das Ganze des protestantischen Christentums, wenn ich sage: Was heute als ‚Evangelium‘ gepredigt und geglaubt wird, steht in Kontrast zu der Gotteserkenntnis des Römerbriefs.“ (Homo viator, 64 f)

Damit war die sogenannte Dialektische Theologie geboren. Ihr Name scheint mir schlecht gewählt. Deshalb ist es gut, immer wieder zu den Ursprüngen zurückzukehren. Diese Ursprünge und Anfänge finden sich in einer grausamen Kriegszeit, die dennoch eine neue Theologie gezeugt und geboren hatte. Als dann der Krieg beendet war, lebte eine neue Theologie weiter fort und schenkte der Welt eine neue lebendige Theologie. Wir beenden deshalb diesen Vortrag mit zwei Zitaten aus dem berühmten Tambacher Vortrag vom 25. September 1919. In ihnen wird das Neue sichtbar:

„Der Christ ist der *Christus*. Der Christ ist das in uns, was nicht wir sind, sondern Christus in uns. Dieser ‚Christus in uns‘ in seiner ganzen paulinischen Tiefe verstanden: es bedeutet keine psychische Gegebenheit, kein Ergriffensein, Überwältigtsein oder dergleichen, sondern eine Voraussetzung. ‚Über uns‘, ‚hinter uns‘, ‚jenseits uns‘ ist gemeint mit dem ‚in uns‘.“ (Homo viator, 75)

„Die Auferstehung Jesu Christi von den Toten ist darum die weltbewegende Kraft, die auch uns bewegt, weil sie die Erscheinung einer totaliter aliter [...] geordneten Leiblichkeit in unserer Leiblichkeit ist.“ (Homo viator, 76)